



als Einrichtung der Wissenschaftsforschung sich nicht mit dem DZHW zusammenschließen sollte. Insofern ergäbe es mehr Sinn, danach zu fragen, was gute Forschung über das Wissenschaftssystem ausmacht. Dazu gehören meines Erachtens ein gutes theoretisches Fundament, eine elaborierte Empirie und guter Austausch mit der Praxis.

Und welche Wege führen zu einem guten Professional der Wissenschaftsforschung?

Traditionell führen Umwege in dieses Forschungsfeld. Die Hochschul- und Wissenschaftsforschung ist keine Disziplin und sie ist im universitären Spektrum auch nicht fest verankert. Man mag das bedauern. Es hat aber den Vorteil, dass man aus ganz unterschiedlichen Bezugsdisziplinen starten kann und auf das jeweilige disziplinäre Grundwissen gewinnbringend aufbauen kann.

Inzwischen gibt es auch – als Reaktion auf die starke Nachfrage – einige Masterstudiengänge (etwa an der Humboldt-Universität zu Berlin oder an der Leibniz Universität Hannover), die es möglich machen, nach dem Bachelor sehr kompakt und mit Kontakt zur Praxis in die Wissenschaftsforschung, ihre Themen und Methoden einzusteigen. Es gibt auch Pläne für ein gemeinsames Graduiertenzentrum. Insofern entstehen derzeit besser strukturierte Zugänge zur Wissenschaftsforschung.

Welche Voraussetzungen sollten diese Forschenden unbedingt mitbringen?

Ein frühzeitiger Praxiskontakt ist empfehlenswert, weil die Wissenschaftsforschung neben ihren theoriegetriebenen Arbeiten einen problemorientierten Ansatz verfolgt. In jedem Fall muss man bereit sein, sich mit dem Denken und der Praxis anderer Disziplinen auseinanderzusetzen: Sozial- und Geisteswissenschaftler müssen nicht nur Theorien und Verfahren der Natur- und Lebenswissenschaftler verstehen, sondern auch deren wissenschaftliche Lebenswelt; umgekehrt müssen Naturwissenschaftler/-innen sich das theoretische und empirische Rüstzeug der Sozialwissenschaften aneignen.

Wie für jede Art von Forschung braucht man Neugier, Lust an intellektueller Reflexion, einen guten Schuss soziologischer Fantasie, Frustrationstoleranz, einen Hang zur Selbstausschöpfung und Handwerkszeug. Dazu gehören auf jeden Fall solide Methodenkenntnisse. Das sind sowohl Techniken der empirischen Sozialforschung, aber eben auch spezielle Methoden, etwa die Bibliometrie. Schließlich darf man nicht allzu ängstlich sein. Denn auch in der Wissenschaft gibt es dezidierte Interessen, und Wissenschaft ist es nicht sonderlich gewohnt, selbst Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen zu sein. Außerdem braucht man gegenwärtig noch eine gewisse Risikobereitschaft, obwohl die Berufsaussichten derzeit glänzend sind. Aber das Forschungsfeld trägt sich vor allem durch Projektfinanzierungen mit begrenzten Laufzeiten. Hier könnte vielleicht das DZHW zusammen mit dem iFQ in Zukunft eine Infrastruktur bieten, die auch längerfristige Untersuchungen und Grundlagenforschung möglich macht.



»Fähig sein, sich selbstkritisch zu hinterfragen«

| Interview mit Dr. Agnes Bäker,
Department of Human Resource
Management and Organization,
Eberhard Karls Universität
Tübingen

Was macht einen guten Hochschulforschenden aus?

Wie Forschende insgesamt sollten auch Hochschulforscher/-innen über einen möglichst breiten Erfahrungsschatz sowie solides Methoden- und Literaturwissen verfügen, auf das sich Intuition und Logik stützen können, um fundierte und innovative Forschung hervorzu- bringen. Dazu gehört auch abstraktes Denkvermögen und Kreativität, um übergeordnete Zusammenhänge zu erkennen, Aspekte einzuordnen und neue Verknüpfungen zu schaffen.

Zu den wichtigen Voraussetzungen gehört auch die intrinsische Motivation, das Interesse, Dingen auf den Grund zu gehen, sich für Fragestellungen und Hintergründe ehrlich zu begeistern. Förderlich dabei ist eine abgeleitete Motivation, vor allem über die gesellschaftliche Relevanz der Hochschulforschung. Denn Hochschul- und Wissenschaftsforschung besitzt hohe gesellschaftliche Relevanz.

Hilfreich ist außerdem eine selbstkritische Haltung, die dazu befähigt, eigene Denkansätze, Schlussfolgerungen und Vorgehensweisen kontinuierlich zu hinterfragen, um typische (logische und selbstbestätigende) Denkfehler zu vermeiden. Ebenso die Fähigkeit zu Teamarbeit und Offenheit für neue Ansätze und Argumente. Denn gute Forschung entsteht meist durch den Austausch mit anderen. Und letztlich verfügt ein guter Forschender auch über gutes Zeitmanagement, Selbstdisziplin und die Konzentrationsfähigkeit, um auf Knopfdruck arbeiten zu können und sich nicht zu verzetteln.

Sie entwerfen quasi einen idealtypischen Forschenden. Viele Ihrer Anforderungen gehören eher zur Persönlichkeit und sind kaum erlernbar.

Was ich für schwer erlernbar halte – aber auch für absolut notwendig – ist neben dem genannten abstrakten Denkvermögen und der Kreativität, dem erforderlichen Interesse und der intrinsischen Motivation vor allem Stressresistenz: Die Arbeit als Hochschullehrer/-in kann man nicht im Büro lassen. Sie begleitet einen in den Feierabend und das Wochenende, da man immer wieder bewusst oder unterbewusst über offene Dinge nachdenkt. Insbesondere als Nachwuchswissenschaftler/-in sind die eigenen Projekte so stark mit den eigenen Karrierezielen verknüpft, dass eine mentale Auszeit im Feierabend oft schwerfällt. Insofern gehört wohl zu den „Musts“ auch die Fähigkeit, sich – jedenfalls am Feierabend – von den beruflichen Themen distanzieren zu können und einen privaten Ausgleich zu finden. Und trotzdem: Ohne Einsatz- oder auch „Opferbereitschaft“ für den Beruf – auch auf Kosten des Privatlebens – und ohne große, auch räumliche Flexibilität geht in der Wissenschaft nichts; das gilt besonders für Nachwuchswissenschaftler/-innen. ■